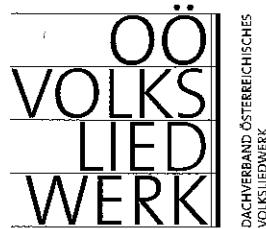


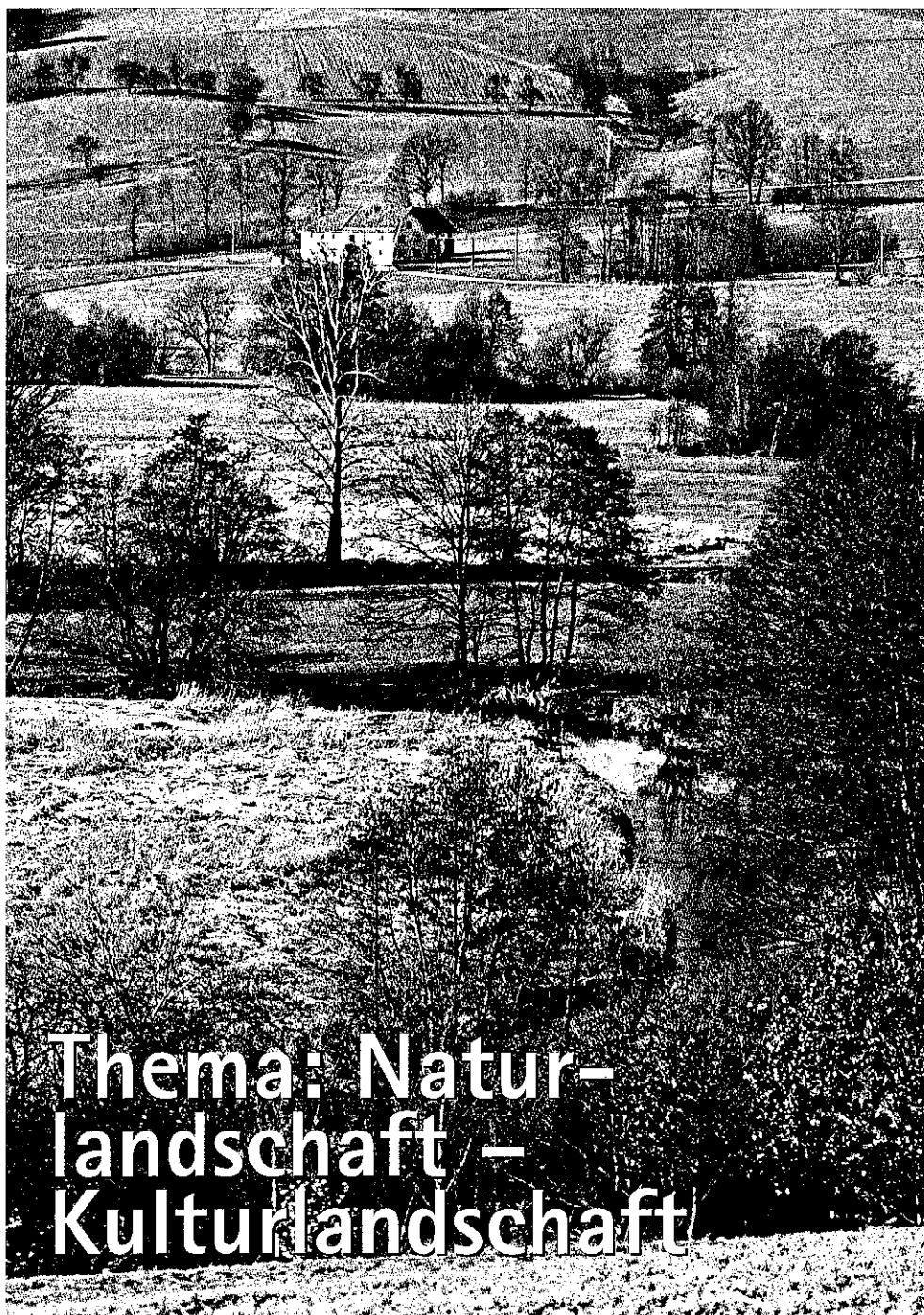
• Vierteltakt

Das Kommunikationsinstrument des Oberösterreichischen Volksliedwerkes

P.B.B. • GZ 02Z031379 S • SPONSORING POST • VERLAGSPOSTAMT 4020 LINZ
ABS.: OÖ. VOLKSLIEDWERK, LANDSTRASSE 31/22, A-4020 LINZ



Nr. 3 September 2003
Einzelpreis 3,- €



Mäandrierter Bach. Foto: Josef Limberger

Thema: Natur- landschaft – Kulturlandschaft

Auftakt

Vorwort, Leserbrief,
Kontaktadressen, Impressum.

1

Thema Ist Naturschutz kulturelles Anliegen? Vergangene Bergbauernkultur – Suche nach Verlorenem. Natur im Volkslied – Volkslied in der Natur. Vermarktung von Volkskultur. Kleindenkmäler...

2

Menschen

Die Fallsbacher Angeiger

3

Aufgeklappt Buch: Volksmusik in den Alpen. Anton Bruckner und Steyr. Naturerlebnis Oberösterreich. CD: In neuen Zeiten. Schubert auf Schloss Atzenbrugg.

5

Übern Zaun gschaudt

Makabre Moritaten aus OÖ im Theater Eisenhand. Das Harmonikazentrum Graz.

6

Resonanzen

„5/4 hats Land“ – Volksmusiktage 2003. 1/2 Jh. Referententätigkeit auf der Volksmusikwoche in Burgkirchen. 3. Musikantenwoche in Kirchschlag.

7

In Dur & Moll

Schön ist die Jugendzeit. Besuch bei der Großmutter.

8

Unvorhergesehenes

Sammeln, bewahren, forschen, pflegen (4).

9

Sammelsurium

Allerlei rund um die Natur. Gesucht. Gefunden.

10

Notiert

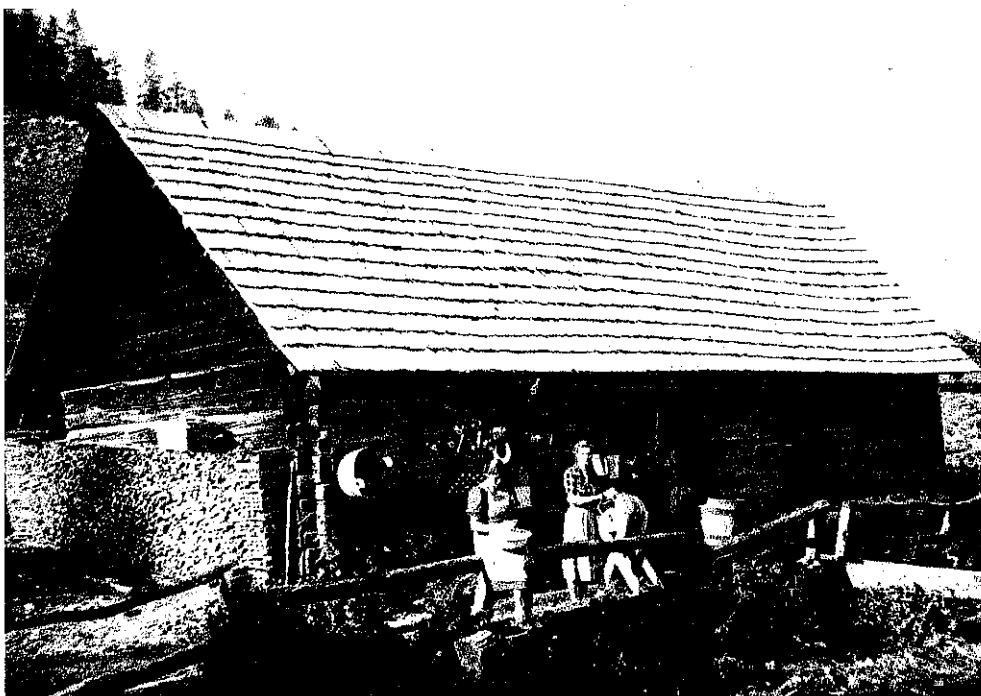
Tiaf in Taī drunt. En Vatern sei Walzer. Almroas. Von der Liab.

11

Kalendarium

Veranstaltungen, Seminare, Vorankündigungen. Neues aus dem ORF

12



Schwoagarin und Kuhdirn bei der Arbeit, um 1930.

Aus: Das Stodertal aus vergangenen Tagen, Hinterstoder 1988.

Die vergangene Kultur der Bergbauern – Suche nach dem Verlorenen

Das Verschwinden der alten Bergbauernkultur

Die alte bergbäuerliche Kultur hat sich radikal gewandelt, sie ist eine andere geworden. Seit der Jungsteinzeit, als der Mensch sesshaft und zum Bauern wurde, hat sich nicht soviel geändert wie in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Die Erinnerungen an meine Kindheit und frühe Jugend in den vierziger und fünfziger Jahren sind mit dieser Kultur verbunden. Ich erlebte sie als Kind einer braven Landärztin und eines wackeren Landarztes in dem alten oberösterreichischen Bergbauerdorf Spital am Pyhrn.

Die alten Bergbauern waren autark, auf ihren Höfen herrschte Leben. Auf genau zugerichteten Misthaufen tummelten sich Hühner, in den Ställen standen Rösser, Ochsen und Kühe, hinter den Ställen suhlten sich mitunter Schweine und beim Haus wuchsen die Bäume, mit deren Früchten man den Most presste und den Schnaps brannte. Bis weit hinauf in die Berge wurde Getreide angebaut. An den Bächen standen Mühlen, in die die Bauern das gedroschene Korn brachten. Heute wird kein Getreide mehr angebaut, die Mühlen sind verschwunden, einige restaurierte man aus musealen Gründen, ebenso wie die Schmiede, neben der ich aufgewachsen bin.

Die alte Bergbauernkultur hatte ihre Schönheiten, aber auch ihre Härten. Der bäuerliche Hof mit seinen Knechten und

Mägden war als solcher ein beinahe abgeschlossenes System, das ohne wesentlichen Einfluss von außen existieren konnte. Man erzeugte ursprünglich nicht nur die Nahrung für sich, sondern auch die Kleider und andere Dinge des täglichen Lebens. Von dieser Autarkie ging der Bauer immer mehr ab. Der Bauer wurde zum Spezialisten und damit abhängig von diversen Institutionen, von Molkereien, von großen Verbänden und schließlich von Förderungen, wie sie die EU anbietet. Der Bergbauer wurde zum Viehproduzenten und Milchlieferanten, zum bloßen Manager.

Der Sohn eines Bergbauern, mit dem ich darüber sprach, meinte wehmütig, es sei „ein großes Unglück, dass die Bergbauern ihre alte Kultur über Bord werfen müssen, um überleben zu können“.

Es ist also Vieles verloren gegangen in der bäuerlichen Welt, das Anlass zum Nachdenken geben müsste. So ist es bemerkenswert, dass gerade die auf Viehhaltung spezialisierten Bauern heute gezwungen sind, die Eier oder die Erdäpfeln, die sie benötigen, im Geschäft oder im Supermarkt zu kaufen. Früher wäre so etwas für einen Bauern undenkbar gewesen. Es war vielmehr umgekehrt. Man ist zu ihm gekommen, um Eier, Erdäpfeln und andere Sachen, die der Hof hergab, zu erwerben. Ein Bauer, mit dem ich darüber sprach, meinte dazu: „Wir haben früher ja alles hier gehabt: Fleisch, Milch, Getreide, Hafer, Gerste, Weizen, Hühner. Der Vater war einer

Von Roland Girtler

>>>

der ersten, der mit dem Getreide hier im Gebirge aufgehört hat. Damit beginnt das Ende.“ Geld hatten die Bauern nicht viel. Mit dem, was der Hof hergab, bezahlte man sogar den Arzt.

Der Bauer hat es schwer, heute zu überleben. Viele alte Bauern geben die Landwirtschaft auf, weil sie mit dem Schritt in eine Zukunft des Spezialistentums nicht mehr mithalten können oder auch nicht wollen. Es gibt jedoch auch Bauern, die neue Wege bäuerlichen Lebens beschreiten, um den Hof weiter bewirtschaften zu können.

Aber diese heutige bäuerliche Kultur hat nichts mehr mit der alten, der echten zu tun.



Innenansicht einer Almhütte
im Stodertal, um 1940.
Aus: Das Stodertal aus vergange-
nen Tagen, Hinterstoder 1988.

Eine Perversität allerdings ist heute zu beobachten. Durch die jetzt europaweite Vernetzung der Wirtschaft und die Konkurrenzierung der Bauern kommt es zu der höchst eigenartigen Erscheinung, dass es zum Beispiel billiger wäre, die Milch aus Holland einzuführen, als selbst im Land Milch zu melken. Und es ist besser für die gesamte Wirtschaft, damit international der Preis nicht verfällt, dass der Bauer die Felder nicht bebaut oder als Weide verwendet. Dafür bekommt er bezahlt. Für Nichtstun erhält er Geld. Eine höchst eigenartige Situation. Ein alter Holzknecht meinte daher zu mir: „Der Bauernstolz hat sich aufgehört. Es geht dem Bauern hier im Gebirge nur um die Milch und das Fleisch, mit denen er etwas verdienen kann. Der Bauer ist nicht

mehr stolz auf sich selbst gestellt, sondern er wurde in die Abhängigkeit gezwungen. Und dies bewirkte schließlich, dass er zum Subventionsempfänger wurde. Er wurde damit also zu jemandem, der gezwungen ist, laufend an irgendwelche Stellen Anträge zu richten, um irgendwelche Zuschüsse zu bekommen.“

Zuschüsse gibt es für alles Mögliche, für den Ausbau des Bauernhauses, für das Errichten eines Stalles, eines Silos, für die Kuh, die man auf die Alm bringt, und so weiter. Die Höhe der Zuschüsse richten sich dabei allerdings nach den Zonen, in denen Bergbauern wirtschaften. Nach der Steilheit der Wiesen und Flächen um den Bauernhof gibt es drei Zonen. Die Bauern der Zone 1 erhalten demnach den geringsten Zuschuss, weil sie auf einem eher ebenen Gelände wirtschaften. Die Bauern der Zone 3 werden am günstigsten subventioniert. Durch Zuschüsse dieser Art will man offensichtlich den Bergbauern es schmackhaft machen, ihre Wirtschaften nicht aufzugeben. Man will also dem Bauernsterben entgegenwirken.

Für den heutigen Bauern jedenfalls ist es nicht leicht, in einer solchen Welt der Abhängigkeiten zu überleben. Die Abhängigkeit von anderen, von Geldgebern und großen Verbänden widerspricht der bäuerlichen Kultur. Dies drückte ein Bergbauer aus dem südlichen Oberösterreich mir gegenüber so aus: „Früher war der Bauernhof unser Arbeitsplatz. Heute muss man etwas dazu verdienen, dass man halbwegs als Bauer leben kann.“

Es hat sich viel geändert bei den Bauern im Gebirge. Mit der Abhängigkeit des Bauern hängt auch seine Isolierung zusammen, alleine mit seiner Familie hat er zu wirtschaften. Die alte Nachbarschaft gibt es nicht mehr. Dies meinte auch ein Bauer: „Früher war es so in der Nachbarschaft: Wenn jemand gebraucht wurde aus der Nachbarschaft, so ist er gekommen und hat geholfen. Hat man den Nachbarn gefragt: ‘was bin ich dir schuldig?’ So hat er gesagt: ‘Nichts, du hilfst mir ja auch, wenn ich dich brauche’. So hat man sich gegenseitig geholfen. Das hat sich eigentlich aufgehört.“

Die Menschen sind entbehrlich geworden. An ihre Stelle sind die Maschinen und der Traktor getreten. Ein Bauer überlegte mir gegenüber dazu: „Heute kann man nicht mehr bei der Arbeit singen, weil die Maschinen so laut sind. Früher konnte man mit Leuten bei der Arbeit reden. Heute kann man sich bei der Arbeit mit niemandem mehr ausreden. Mit einer Maschine kann man nicht reden, denn man ist alleine. Das ist ja das Problem. Früher war auch der Stress nicht so groß. Wenn heute eine Maschine bricht, zum Beispiel die Mähdreschmaschine, dann muss man mit der Arbeit aufhören und sie einmal langwierig reparieren.“

Die Alm und die Sennerin – der Wildschütz

Zur alten bergbäuerlichen Kultur gehörte die Alm und die Sennerin. Die Almen hatten die Aufgabe, den bäuerlichen Hof während der Erntezeit zu entlasten. Damals trieb man noch die Milchkühe auf die Alm, heute ist es das Jungvieh, das die Almen bevölkert. Und für den Auftrieb auf die Alm gibt es Förderungen.

Für manches junge Bauermädchen war es erstrebenswert, als Sennerin auf einer Alm zu arbeiten, denn als Sennerin war sie vom Frühsommer, wenn das Vieh auf die Alm getrieben wurde, bis zum Herbst, wenn es wieder zu Tal geführt wurde, alleine und weit weg vom Bauernhof, wo sie den Bauersleuten zu gehorchen hatte. Es hieß: auf der Alm gibt es keinen Hahn und keinen Hund, die Symbole der sozialen Kontrolle auf dem Bauernhof. Die Sennerin hatte zwar hart zu arbeiten, sie genoss aber auch ihre Freiheit. Abwechslung boten der Sennerin die Alm- oder Schwaggeher, wie man die jungen Bauernburschen nannte, die gerne junge fesche Sennerinnen aufsuchten, überhaupt wenn sie sich ein Liebesabenteuer versprachen.

Die Freiheit der Sennerin kam dem Wildschützten zugute.

Die Wildschützten waren angesehene Burschen, denn sie schossen dem meist aristokratischen Jagdherrn die Gams weg. Sie wollten es durch die Jahrhunderte nicht einsehen, dass sie als Bauernburschen nicht auf ihren Bergen jagen durften. Die Sennerin unterstützte den Wildschützten bei

seinen Abenteuern und bot ihm ein geeignetes Versteck vor dem herrschaftlichen Jäger an. In Liedern wird die Sennerin als die Freundin des Wildschützten und der Wildschütz als der Held der kleinen Leute besungen.

Heute erinnert man sich – zum Beispiel im Wilderermuseum in St. Pankraz – der Sennerin und des Wilderers als geradezu glorreiche Vertreter der alten Bergbauernkultur.

Rückerinnern und die Suche nach dem Verlorenen: Gemeinschaft und die Freude am Most

In meinen Gesprächen mit Leuten, die der alten bäuerlichen Kultur als Bauern, Bäuerinnen, Bauernkinder, Knechte oder Mägde einmal angehört haben, wurde mir klar, dass es ein hartes und oft auch armes Leben war, das diese Menschen zu führen hatten. Aber dieses Leben war nicht nur durch Kargheit und Härte bestimmt, sondern es hatte auch einen eigenartigen Zauber, zumindest in der Erinnerung.

Erinnerungen verbinden mich auch mit alten Dienstboten, besonders mit den Knechten, unter ihnen waren kraftstrotzende Burschen, die in den fünfziger Jahren ihre Stellung beim Bauern aufgaben, um Arbeiter zu werden. Und schließlich wichen sie den Motormähern und den Traktoren. Mit ihnen verschwindet ein uralter Bestandteil bäuerlicher Kultur.

Knechte und Mägde werden schon in der Bibel geschildert, sie gehören zum bäuerlichen Hof.

>>>



Darstellung einer Alm-Idylle von
Ferdinand Georg Waldmüller:
Die Hüttenekalm bei Ischl.
Bild im Besitz des Historischen
Museums der Stadt Wien.

Aber auch sonst erinnert man sich heute, wohl etwas verklärend, der alten Kultur der Bergbauern, die trotz ihrer Härte ihre Romantik hatte. Bei den alten Bergbauern saßen Bauersleute, Knechte und Mägde gemeinsam beim Essen um den Tisch. Es gab so etwas wie Gemeinschaft, die ihren Reiz hatte. Man langte nacheinander in die Schüssel, der jüngste Knecht und die jüngste Magd waren allerdings die letzten, die zu ihren Bissen kamen. Diese Form der Gemeinsamkeit wird heute von vielen vermisst. Und manche versuchen, an diese anzuknüpfen. Dazu erzählte mir eine Bäuerin: „Bauer sein ist heute hart. Wenn man es zu etwas bringen will, muss man hart arbeiten. Man hat das Vieh und das muss versorgt werden. Aber was mir so an der Landwirtschaft gefällt, ist, dass die Familie beisammen ist. Dabei ist wichtig, dass wir die Mahlzeit gemeinsam einnehmen. Auch vom gemeinsamen Frühstück halte ich viel. Aber am Abend sind die Kinder (die älteren) unterwegs.“

Manche meiner Gesprächspartner spüren, dass etwas für sie Wichtiges mit dem Ende der alten bäuerlichen Kultur verloren gegangen ist. So meinte eine frühere Bauerntochter fast wehmütig: „Als Kinder haben wir im Heu gespielt und dabei manchmal ein Hühnernest mit Eiern gefunden. Aber heute gibt es auf dem Bauernhof, auf dem ich aufgewachsen bin, keine Hühner mehr, sie bauen nicht einmal mehr Erdäpfel an. Die, die heute dort wirtschaften, sind keine echten Bauern mehr. Ich würde es dort nicht mehr aushalten, denn ich könnte es mir nicht vorstellen, dass ich nur mehr Vieh, Milchvieh und Stiere zum Schlachten halte. Auf einem Bauernhof muss der Hahn schreien. Sicherlich gibt es noch Bauern, die Hühner haben, aber es sind nicht mehr viele. Man kann sie mit den Fingern an einer Hand zählen. Die alten Bauern gibt es nicht mehr. Und wenn es heute zu Schwierigkeiten kommt, wie nach dem Krieg, so stehen sie alle blöd da. Nach dem Krieg sind die Städter auf das Land zu den Bauern gegangen, um zu hamstern. Damals hatten die Bauern alles. Aber heute sind sie reine Spezialisten, die auch nichts haben werden, wenn es plötzlich mit der Versorgung nicht mehr hinhaut.“

Je mehr die alte bäuerliche Kultur zurückgedrängt wird und je mehr eine moderne weitverzeigte Kultur der Supermärkte und der Autos sich breit macht, desto größer wird bei den früheren „echten“ Bauern und deren Nachfahren ein wehmütiges Erinnern an altes bäuerliches Leben.

Noch gibt es Bergbauern, die an alte Traditionen anknüpfen, wie eine Bergbäuerin bei Spital am Pyhrn, die in ihrem Bauergarten herrliche Erdäpfel – von diesen gab sie mir einige –, Salat und andere Pflanzen anbaut, auf die sie stolz ist. Die Bäuerin ist

stolz darauf, dass auf dem Hof kein Silo für das Heu errichtet wurde. Das Heu ist in alter Weise im Heustadl untergebracht. „Der Geruch des silisierten Heus ist grauslich, den mag ich nicht“, meinte sie.

Die Familie lebt zwar, wie andere Bauern auch, von der bescheidenen Viehwirtschaft und der Milch, aber gewisse bäuerliche Traditionen hält sie aufrecht. Dazu gehört nicht nur der Anbau von ein paar Erdäpfelstauden, sondern eben auch das Halten von frei herumlauenden Hühnern und einigen Katzen. Und die Milchkühe und das Jungvieh haben die Möglichkeit, auf der Weide zu grasen.

Wichtige Symbole alten bäuerlichen Schaffens sind übrigens der Most und gewisse Speisen, auf die ein alter Bergbauer beharrt: „Ich esse gerne das, was man nach alter Weise kocht. Das neue Schmankerlwark mag ich nicht. Die Teigfleckerl machen wir selber. Man könnte sie auch kaufen, aber solche gekauften schmecken mir nicht. Meine Frau schimpft immer, wenn sie Fleckerl machen soll, denn das Kaufen wäre einfacher. So muss sie einen Teig machen, ihn auswalken und schneiden. Die selbstgemachten Fleckerl sind halt doch besser. Und ohne Most könnte ich mir das Leben nicht vorstellen. Bier muss ich nicht haben. Der Most ist noch etwas Echtes. Ich weiß, was drinnen ist. Heuer zum Beispiel sind mehr Äpfel als Birnen. Einige Bauern haben schon aufgehört mit dem Mostmachen. Der Nachbar zum Beispiel. Sie haben einen guten Most gehabt früher. Jetzt haben aber die Söhne des alten Bauern die Mostbäume umgeschnitten. Das hat den alten Bauern schon sehr geärgert, denn in dem Most, den es im Geschäft gibt, sind Konserverungsmittel. In meinem Most sind keine drinnen. Er hält sich im Fassl und in luftdicht abgeschlossenen Flaschen. Früher, als ich noch in das Holz ging¹, bin ich mit einem Liter Most am Tag ausgekommen. Beim Jausnen und zu Mittag habe ich meinen Most getrunken...“

Der Bauer, der mit seinem Sohn einen modernen Bauernhof mit Milchwirtschaft und Viehzucht bewirtschaftet – auch er baute früher Getreide an –, versucht zumindest, im Essen und Trinken die alte bäuerliche Tradition aufrecht zu erhalten – zum Unmut seiner Frau Gemahlin, die sich über das Fleckerlmachen ärgert.

Manche Bauern haben noch ihren Most als Haustrunk. Er erinnert sie an vergangenes bäuerliches Leben. Aber auch der Sommergast erfreut sich an diesem bäuerlichen Symbol des Trinkens. Ebenso werden Bauernkrapfen und ähnliche Köstlichkeiten, die der alten bergbäuerlichen Welt entstammen und an diese erinnern sollen, von Bäuerinnen noch zubereitet und an Gäste verabreicht, oder bei Bauernmärkten verkauft.

>>>

¹ Ins Holz gehen = als Holzknecht arbeiten



Moderne Bauernkultur als Theaterspiel

Die alte Kultur der Bergbauern hat ihren Reiz, gerade für den Städter und Urlauber. Im Sinne des Tourismus werden daher in Gebirgsdörfern bäuerliche Hotels, in denen Heimatabende mit ländlichem Gesang für die Fremden veranstaltet werden, errichtet. Veredelte bäuerliche Kost wird angeboten, die Wirtsleute und deren Personal erscheinen in Tracht und altes bäuerliches Werkzeug, wie Sensen, Dreschflegel und Kuhglocken, dient als Verzierung in den Speisezimmern. Der Gast aus der Fremde erfreut sich an dieser durch eine geschickte Werbeindustrie und erfahrene Manager geschaffenen Welt. Rührend versucht man heute, sich des echten Bauern, eben weil es ihn nicht mehr gibt, zu erinnern.

So wird alles Mögliche unternommen, um zum Beispiel alte Bauernhöfe zu erhalten und sie zu Museen zu machen. Und es gibt Bergbauern, die einen „Urlaub am Bauernhof“ versprechen, wobei es diesen Bauernhof im echten Sinn eigentlich nicht mehr geben kann. Wohl gibt es Vieh, aber dieses Vieh wird anders gehalten und gemolken als früher, es schaut auch anders aus. In vielen Gegenden fehlen ihm sogar die Hörner. Gerade im Gebirge versucht man, ein bäuerliches Urlaubsleben anzupreisen. Auch Almen gibt es noch, aber sie sind keine Almen im klassischen Sinn, es ist nur mehr Jungvieh oben, gemolken wird nicht mehr wie früher. Die gute Almmilch, die dem Wanderer gegen gutes Geld kredenzt wird, wird mit dem Traktor auf die Alm gebracht. Eine besondere Faszination hat der Almabtrieb für den Fremdenverkehr und das Fernsehen. Ich hörte sogar, man habe extra wegen der Fernsehleute

den Termin des Abtriebes einmal verschoben. Bäuerliches Leben wird auf diese Weise zum Medienereignis. Man will sich an alter bäuerlicher Kultur ergötzen. Eine solche wird also vorgegaukelt.

Es gibt Bauern, die ganz gut bei solchen Aktivitäten verdienen. So las ich von einem Bauern, dass er richtige Führungen durch seinen Hof mache, wobei auf der Tenne die Kinder im Heu hüpfen dürfen und kuhwarme Milch verabreicht wird. Dies kostet pro Person einige Euros. Vier Ferienwohnungen und ein Gästezimmer stehen den zahlenden Gästen zur Verfügung. Ein „konsequentes Marketing“ soll weitere Besucher anlocken. Bis jetzt war der Bergbauernhof auf Milchwirtschaft spezialisiert, da aber diese doch zu aufwendig zu sein scheint, wird man nun auf Mutterkuhhaltung mit 15 Kühen umstellen. Bei dieser für den Bauern eher bequemen Mutterkuhhaltung, bei der nicht gemolken wird und das Kalb bei der Mutter bleibt, geht es lediglich um das Fleisch. Den Gästen bietet sich dabei jedoch ein genussvoller Anblick von einträgigem Vieh auf der Weide. Aber dies hat nichts mit der klassischen Viehhaltung der Bauern im Gebirge zu tun.

Diese durchaus ehrbaren Aktivitäten des Bauern K. S. bieten große Chancen, als Bauer weiterhin zu überleben, allerdings in einer anderen Weise als es die Vorfahren taten, die noch echte Bauern waren. Für die Landschaft und den Tourismus bietet sich hier Wohltuendes.

Auch die modernen Bio-Bauern sind keine echten Bauern mehr, sie sind Bio-Spezialisten und auf den Markt hin ausgerichtet. Aber dennoch sind sie es, die am ehesten an eine Welt der Natürlichkeit anknüpfen, die verloren gegangen zu sein

Internet-Werbung für Urlaub
am Bergbauernhof.

>>>

scheint. Jedenfalls fasziniert der Biobauer, schließlich verschafft er das Gefühl, er sei heute noch der einzige Bauer, der an altes bäuerliches Leben in all seiner Natürlichkeit und Gediegenheit anknüpft. Und dafür belohnt man den Bauern und die Bäuerin.

Anfügen möchte ich hier noch ein paar Gedanken zu dem selbst ernannten Agrarrebellen H. in den Salzburger Bergen, der ein großer Geschäftsmacher ist.

Er stellt sich als Bio-Bauer dar, der auf über tausend Meter Seehöhe Pflanzen zum Erblühen bringt, die für gewöhnlich sonst nicht blühen. Anhänger findet er unter alternativen, esoterischen und sonstigen Zeitgenossen, die geradezu zu ihm pilgern. Ich fuhr vor ein paar Wochen mit dem Fahrrad zu ihm hinauf. Mich entsetzte, dass im Gegensatz zu anderen Bauernhöfen ein Gitter die Leute von seinem Hof und seinen Feldern abhält. Mir wurde das Gittertor geöffnet und ich hatte Gelegenheit, den Herrn „Rebellen“ zu beobachten, wie er seine Jünger und Jüngerinnen durch seinen Unkrautgarten führte und zeigte, wie vor Steinen, die die Sonne reflektieren, südländische Pflanzen wachsen. Ähnliches tun die Bauern schon seit jeher, wenn sie vor weißen Hausmauern, auf die die Sonne scheint, z. B. Zitronen reifen lassen. Als ich erfuhr, dass ich für die Führung durch diesen Bio-Rebellen 30 Euro zu zahlen habe, verabschiedete ich mich und flüchtete durch das kurz geöffnete Tor. Dabei fiel mir auf, dass an der Straße dasselbe Unkraut wuchs, mit dem der Herr H. hinter dem Gitter seine Zuhörer faszinierte. Ich suchte darauf einen Nachbarbauernhof auf, vor dem mich kein Gitter fern hielt und ich nichts zu zahlen hatte. Dort sprach ich mit der Bäuerin. Diese meinte, der Herr H. wäre ein Showman, sie halte nicht viel von ihm. Und die Bäuerin eines anderen Hofes schimpfte über diesen Guru, der sich als Agrarrebell aufspielt. Von ihr erfuhr ich, dass dieser Herr sich den Mist von den Nachbarbauern hole. Sie habe nur Ärger mit ihm.

Ich radelte weiter. Dieser Agrarrebell versteht schlau, dem modernen Bedürfnis nach wahrer Natürlichkeit und nach geheimnisvollem Wachstum zu entsprechen. Aber mit echtem Bergbauernntum hat er nichts zu tun, er ist bestenfalls ein guter Botaniker, aber kein „Agrarier“, denn zu diesem gehören die klassische Viehhaltung, eine pflegliche Behandlung und Ähnliches mehr.

Der Verlust einer alten Bauernsprache

Mit dem Verschwinden der alten Bergbauernkultur geht auch ein Verschwinden alter Bauernwörter einher, wie sie die alten Bauern kennen, nicht aber mehr die jungen.

Zu diesen Wörtern gehören beispielhaft: Pfoad für Hemd – dieses Wort leitet sich vom griechischen Wort „peite“ für Hemd ab. Es kam durch die Goten im 6. Jahrhundert zu uns.

Zurück auf die Goten gehen auch die beiden Wochentagsbezeichnungen „Irtag“ oder „Eritag“ für Dienstag und „Pfingsttag“ für Donnerstag. Im „Irtag“ steckt der griechische Kriegsgott Ares, denn der Dienstag ist dem Kriegsgott gewidmet (vgl. Martedi). Das Wort Dienstag selbst leitet sich von „Ziu“, dem germanischen Kriegsgott (vgl. das englische Tuesday) ab. Und „Pfingsttag“ hängt mit dem griechischen „pente hemera“, der fünfte Tag (vom Sonntag), zusammen.

Interessant ist das Wort „fercht“, das mancher Bergbauer heute noch verwendet, es ist das alte deutsche Wort für „voriges Jahr“.

Spannend finde ich die verschiedenen Ausdrücke für „zwei“. Je nach dem Geschlecht der Personen wird ein anderes Wort verwendet. Aus diesem konnte der bergbäuerliche Mensch erkennen, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind gemeint sei. Also: „zwen“ Männer, „zwo“ Frauen und „zwoa“ Kinder.

Noch viele andere Wörter, die hier nicht aufgezählt werden sollen, erinnern an die alte Kultur der Bergbauern. Es wäre an der Zeit, dass an den Dorfschulen derartige Wörter gesammelt und weitergegeben werden.

Die Buntheit der alten Bergbauernkultur

Es hat sich also einiges verändert in der Kultur der Bergbauern. Wir leben in einer Welt der Industrialisierung und der Abhängigkeit von großen Gemeinschaften, in denen der echte Bauer, wie ich ihn verstehe, keinen Platz mehr hat. Aber dennoch können wir lernen von den alten Bauern. Und wir tun dies Gottlob auch, denn mit den alten Bergbauern, wie ich sie noch erlebt habe, ist eine ungemeine Buntheit verbunden.

Seit über zehn Jahren fahre ich mit Studenten nach Siebenbürgen, wo bei Hermannstadt in drei Dörfern die Nachkommen von vor allem aus Oberösterreich unter der frömmelnden Maria Theresia vertriebenen Protestanten leben. Diese, so weit sie nicht dem Glitzern des Westens nachgegeben haben, sind noch echte Bauern und sprechen noch die alte Sprache oberösterreichischer Bergbauern.

In Siebenbürgen erlebe ich noch farbenfrohe Bilder mit sattgelben Ähren, braunen Rössern am Rande des Feldes, mit schwitzenden Bauersleuten und gefüllten Weinkrügen, zu denen man greift, wenn die Nachmittagssonne herunter brennt und der Durst immer größer wird. Ähnlich war es auch bei uns einmal.

LITERATUR:
Roland Girtler, Echte Bauern – vom Zauber einer alten Kultur, Wien (Böhlau) 2002.

Roland Girtler ist Univ. Prof. am Institut für Soziologie der Universität Wien. Er wuchs in Spital am Pyhrn als Sohn eines Landarztehepaars auf; Studium der Jurisprudenz, Ethnologie, Urgeschichte, Philosophie und Soziologie in Wien. Girtler betrieb Forschungen in Bauerndörfern in Gujarat (Indien), in den Slums von Bombay, bei „feinen Leuten“ (Aristokraten, Politikern, Jägern...), in städtischen Randkulturen (Dirnen, Sandlern, Ganoven...), bei Bergbauern, Wilderern, Schmugglern... Seit Mai 2000 ist er zudem wissenschaftlicher Leiter des Museums „Wilderer im Alpenrau – Rebellen der Berge“ in St. Pankraz bei Hinterstoder.

Publikationen: Der Strich, Wien 1985 (3. Aufl. 1994); Die feinen Leute, Frankfurt 1989; Wilderer, soziale Rebellen in den Bergen, Wien 1998; Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden, Wien 1998; Echte Bauern – vom Zauber einer alten Kultur, Wien 2002.